

Fulbert Steffensky

Fragmente der Hoffnung

Vortrag gehalten am 8. Juli 2017 im Jungen Studio des Theater Lübeck

(Dies wird keine Interpretation der Bernsteinoper, es sind Exkurse, zu denen mir Bernstein die Stichworte gibt.)

Die poetische, die sag- und singbare Form, die Not, die Niederlagen und die Schmerzen des eigenen Lebens in eine Form zu bringen, ist seit jeher der Psalm. Bernsteins Mass lese und höre ich als einen Psalm, der die Untergänge beklagt und der sich die Hoffnung nicht völlig verweigert. Psalmen sind die literarische Gattung des Selbstwiderspruchs. Sie beklagen die grossen Störungen, und sie lassen der leisen Stimme eines möglichen Gelingens einen Platz. Ich nehme als Beispiel den 22. Psalm aus der Hebräischen Bibel. Der Beter, die Beterin klagt: *Ich bin ein Wurm, kein Mensch mehr, ein Spott der Leute. Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, mein Herz ist wie geschmolzenes Wachs. Meine Zunge klebt mir am Gaumen, du legst mich in den Staub des Todes.* Der Psalm klagt gegen Gott: *Warum hast du mich verlassen. Ich schreie, und du hilfst nicht. Ich rufe am Tag, du antwortest nicht. Ich rufe in der Nacht und finde keine Ruhe.* Der Psalm klagt den stummen Gott an, wie die Menschen in MASS rufen: „Wir sind das himmlische Schweigen satt.“ Im selben Psalm die andere Stimme, leiser als die Stimme der grossen Klage: Du, Gott, bist heilig, du thronst über den Lobgesängen Israels. Ich will deinen Namen kundtun und dich preisen vor den Menschen.

Was gilt: die Klage gegen Gott oder der Lobpreis des Lebens? Der Psalm vermeidet die falschen Eindeutigkeiten; die hoffnungsarme Eindeutigkeit des Fluches auf das Leben und die wahrnehmungsunfähige Behauptung, dass alles im Leben gut und sinnvoll sei, wie Religionen sie gerne aufstellen. Die Liebe zum Leben bringt Feuer und Wasser zusammen: die harten Fakten und die gerupfte, aber nicht erschlagene Hoffnung. Die Liebe zum Leben lässt sich nicht durch falsche Stimmigkeit betören. Sie wird nicht zynisch und sie bleibt nicht blind. Vielleicht hat darum Bernstein für seine Absichten das Material der katholischen Messe gewählt. Vielleicht lässt sich nur im Psalm der Widerspruch retten.

Was ist Bernsteins Bedrängnis, aus der er klagt? Die Antwort könnte falsch, weil zeitlos sein. MASS könnte die Vermutung nahelegen, es würde in rückwärts gewandter Sehnsucht nur der Sinnverlust im Allgemeinen und Abstrakten, der Werteverlust und die Glaubensunfähigkeit des modernen Menschen beweint. Die Verzweiflung Bernsteins ist konkreter und handgreiflicher. Das Stück ist nicht einfach seine Auseinandersetzung mit Gott und Glauben. Sie ist es, aber es ist seine Auseinandersetzung mit Gott am konkreten Fall. Er erlebt den Rassismus seines Landes, den widersinnigen Vietnamkrieg, die Armut weiter Teile der Bevölkerung, vor allem der Schwarzen, und erlebt das ungebrochene Selbst- und Sendungsbewusstsein des Landes und seiner Kirchen. Um MASS, seine Musik und seine Texte zu verstehen, muss man sich Harlem in den 60er Jahren vorstellen, die Bombenangriffe auf Hanoi, die Trennung von Schwarzen und Weissen in den Schulen,

Bussen, Parkplätzen. Vielleicht besser noch: Um Texte und Musik und Tänze heute zu verstehen, soll man die gespenstigen Totentänze unserer Gegenwart im Auge, im Ohr und im Verstand haben: Den Landraub, den private Konzerne und Investoren in überseeischen Ländern begehen; die Völlerei in den westlichen Industriestaaten und die 222 Millionen Tonnen Essen, die man in den Industriestaaten jährlich wegwirft, und schliesslich die Ertrinkenden im grossen Totenmeer - nicht so weit von uns. Das sind unsere Hörhilfen für Bernsteins Stück, und sie sind Grund genug, am Menschen und an der Güte der Schöpfung zu zweifeln. Der Zweifel und die Verweigerung des Dankes an Gott – I don't sing gratias – ist nicht hauptsächlich ein intellektuelles Problem, sondern die Summe des erfahrenen Lebens.

Der Anfang von Bernsteins MASS: Noch ist die Sprache, die Gott lobt und das Leben gut heisst, geläufig. Noch steht die Ordnung der Gebete und Lieder fest, fest wie fast 2000 Jahre. Noch kennen die Beter und Beterinnen sich selbst und ihren Glauben. „I will sing the Lord a new song“ singen sie. Aber es ist das alte Lied, es sind die alten Gebete und es ist der alte Gott, dem sie die alt-neuen Lieder singen. Noch scheint alles sagbar und singbar zu sein. Noch hat kein Zweifel ihren Glauben angenagt. Dann aber folgt die grosse Bezweifelung, die grosse Absage, die grosse Verhöhnung und die Entlarvung.

Die Bezweiflung eines Gottes, der die Verantwortung für die Welt nicht wahrzunehmen scheint, die er geschaffen hat: *Ich habe an Gott geglaubt, aber glaubt Gott an mich?* Der Zweifel an Gott, der zur unerträglichen Selbstbezweiflung wird. „I don't know“ ist die gewaltige Überschrift. „Ich weiss nicht, warum ich existiere.“ Der Mensch, nicht nur getrennt von Gott, sondern auch von sich selbst. „Was ich sage, fühle ich nicht. Was ich fühle, zeige ich nicht. Was ich zeige, ist nicht die Wahrheit. Was ist die Wahrheit, Gott? No, no, no – I don't know.“

Die grosse Bezweiflung Gottes, die Selbstbezweiflung und schliesslich die Verhöhnung der Weltdeuter, eben der Religionen. „Gott hat gesagt, es ist schon in Ordnung, wenn ihr Armen arm seid. Wenn wir euch bestehlen, helfen wir euch sauber zu bleiben. Und weiter: „Gott hat alle Kreaturen zu eurem Nutzen geschaffen. So zögert nicht, die eine oder andere Spezies auszurotten.“ Und weiter: „Gott hat uns zu Herren gemacht. Er hat uns das Kreuz gegeben. Wir haben es zu einem Schwert gemacht, um sein Wort zu verbreiten.“ Die Verhöhnung einer Religion, die sich schon lange selbst verhöhnt hat.

Das Recht der Blasphemie

Der alte Glaube verdunstet in Mass nicht einfach wie ein leichter Frühnebel unter der Sonne. Er wird nicht zum Gewohnheitsatheismus, wie wir ihn kennen. Er wird zum grossen Schmerz, und der Schmerz wird zum bitteren Spott, zur Blasphemie, zur Parodie auf die alte Lebenszuversicht. Die Blasphemie ist die Notwehr in der Enttäuschung. Gott wird vor das Gericht der Betrogenen gestellt. Die alte Schöpfungsgeschichte, die von der Güte des Anfangs erzählt, wird verhöhnt. Der Priester sagt die alten Worte: Gott schuf das Licht, den Tag und die Nacht, den Sturm und das Leben in all seinen Formen. Danach in einer ironischen Litanei: Und es war gut, es war gut, es war gut, es war verdammt gut. Das

„verdammte“ wird allmählich wichtiger als das „gute“. Zitiert wird nicht die Schönheit, sondern die Gefräßigkeit der Schöpfung. Gott schuf die Mücken, die Sprotten zu ernähren; er schuf die Sprotten, die Ratten zu ernähren; die Ratten, die Katze zu ernähren. Und dann wieder höhnisch: Und Gott sah, dass es gut war. Wo die Hoffnung der Menschen bedroht ist, ernährt sie sich von der Berufung auf die guten Anfänge, auf das Paradies; auf die Zeit, in der noch nicht einer die Beute des anderen war; nicht einmal die Tiere waren es. Der gute Ausgang der Dinge beruft sich auf den geglückten Anfang, besonders wenn die guten Ausgänge gefährdet sind. Die grosse Paradieseserzählung des jüdischen Volkes entsteht in der babylonischen Gefangenschaft, als dem Volk die Selbstverständlichkeit seiner Existenz genommen war. Die Blasphemie im Bernsteinstück: Dem Anfang, der Schöpfung wird die Güte abgesprochen, schon der Anfang ist verdammt. Also ist auch für die Zukunft nichts zu erwarten; nichts von einem Gott, der offensichtlich schläft. Seid still! Weckt ihn nicht auf! „Ich glaubte an Gott“ heisst es, aber „Gott glaubte nicht an mich“. Nichts zu erwarten von einer Religion, die das Kreuz zum Schwert umschmiedet; die Kreaturen ausrottet und Sexualität verachtet!

Es gibt einen vieldeutigen Satz von Max Frisch, von ihm einige Male wiederholt und von vielen verschieden verstanden: „Man sagt, was nicht das Leben ist. Man sagt es um des Lebens willen.“ Die aufrührerische Blasphemie sagt, was nicht das Leben ist: die Gewalt der Religionen ist nicht das Leben, die Verachtung der Armen ist nicht das Leben, der Missbrauch der Schöpfung ist nicht das Leben. Jeder blasphemische Schrei geschieht um des Lebens willen. Jede blasphemische Aussage darüber, wie die Dinge stehen, schreit zugleich nach der Veränderung der Zustände. Hinter jedem Schrei „So ist das Leben!“ ist ein anderer Schrei zu hören „So soll es nicht sein!“ Die Blasphemie beschreibt die Hoffnung auf das Leben im Gewand der Hoffnungslosigkeit. Sie beschreibt die Hoffnung auf den Glauben und auf Gott an den Beispielen der Hoffnungslosigkeit. Hinter dem Nein steht das Ja zu einer anderen Welt. „Man sagt, was nicht ist. Man sagt es um des Lebens willen.“ Diese leidenschaftliche Abkehr von der Religion mit ihren Confiteors, Misereres und Glorias ist das Gegenteil von jedem tändelnden Atheismus wie von einer ebenso tändelnden Religion. Das Hauptproblem war noch nie der Atheismus. Das Hauptproblem ist der Götzendienst, die Idolatrie, die Anbetung des Goldes und der Macht.

Exkurs über Rituale

MAAS ist die Inszenierung, die Aufführung, das Ritual der zentralen christlichen Frömmigkeit. Darum überlege ich in einem kurzen Abschnitt, was die Verleiblichung einer Idee im Ritual oder in der Symbolhandlung bedeutet. Der Glaube liegt nicht nur im Hirn und Herzen der Menschen verankert, sondern auch in seinen Aufführungen und Inszenierung. Symbolhandlungen sind leibliche Bezeugungen dessen, was man liebt und dem man sich verpflichtet fühlt. Keine ernsthafte und Langfristigkeit beanspruchende Lebensabsicht, keine grossen Lebenswünsche kommen mit der puren Innerlichkeit und Sprache aus. Der Geist, der nicht Szene wird, verblasst. Der Geist, der seine Form und seinen Ort nicht findet, ist wie eine Musik, die Partitur bleibt und nicht aufgeführt wird. „Jede neue Religion, die Bestand

haben will – und sei es auch nur ein Jahrzehnt über ihr erstes revolutionäres Aufflammen hinaus -, muss den Schritt von der inneren zur äußeren Religiosität tun.“ (M Douglas) Dass der Geist eine Stätte und eine Form findet, dass er „statthaft“ und Spiel wird, ist die Bedingung seiner langfristigen Existenz.

Ich erwähne in diesem Zusammenhang einen Freund von Leonard Bernstein, den Jesuiten und Friedensaktivisten Daniel Berrigan. Er war während des Vietnamkrieges einige Male im Gefängnis wegen seiner Friedensaktionen, Bernstein hat ihn dort besucht und sich Rat geholt für seine Oper. Die Aktionen Berrigans und seiner katholischen Gruppe sind sinnlich und spielerisch, nicht aber verspielt. Sie reden nicht nur und schreiben nicht nur Flugblätter. Sie dringen bei General Electric ein und giessen von ihrem eigenen Blut über Konstruktionspläne der Bomben. Dies richtet kaum einen realen Schaden an, aber sie tasten mit ihren symbolischen Aktionen die Berechtigung des Krieges an und entziehen ihm die Legitimation. Ihre Aktionen sind show, die sie so begründen: *„Beim Pentagon haben wir es mit geistig Behinderten zu tun, mit einer irrationalen Macht. Darum verwenden wir nicht nur rationale Kommunikationsmittel, sondern Symbole, die den Tod konkretisieren.“*

Es gibt einen zweiten Grund für die Dramatik ihrer Aktionen: Was sie tun, verstehen sie als Gottesdienst. Die katholische Tradition ist voller Symbolik und Gesten: Asche, Öl, Blut, Wasser, Wallfahrten und Prozessionen. Berrigan stellt sich bewusst in diese Tradition. Er verbindet sich mit ihr und macht sie konkret am Fall des Vietnamkrieges. *„Die grosse Sünde ist die Abstraktion“* sagt er. Alles, was man sagt, muss man auch bezeugen, darum verachtete er die folgenlose Rede und die Worte, für die man nicht einzustehen braucht. Berrigan und seine Gruppe habe ich beschrieben und hatte den Priester und die Messe aus Bernsteins Stück vor Augen. Um ein Wort Berrigans zu gebrauchen: Die Sünde des Priesters ist die Abstraktion. Die Lebenswirklichkeiten der Menschen sind nicht bedacht. Sie haben Fragen und er bietet Zitate: *„Wir haben Auseinandersetzungen, unsere Zweifel und Fragen. Gib uns Antwort, nicht nur Psalmen und gute Ratschläge!“* Auf die Ratlosigkeit der Menschen folgt das stereotype *Let us Pray* des Priesters. Das Ritual wird immer gewaltiger: noch ein Gewand für den Priester, noch eine Stola. Der Inhalt bricht unter der Wucht der Formen zusammen. Das Ritual wird wie beim Zwangsneurotiker zur Rechtfertigung der Existenz. Rituale zerbrechen, wenn sie Selbstzweck werden und wenn Lachen und Denken verboten sind; d.h. wenn ihre spielerischen Elemente unter dem Zwang der Korrektheit untergehen und wenn sie nichts mehr mit den Lebenswirklichkeiten von Menschen zu tun haben; wenn sie also nichts mehr bezeugen. So kommt es in MASS zum grossen Zerbrechen und zur gewaltigen Turbulenz. Neue Ideen gehen immer einher mit dem Bruch der Inszenierungen der veralteten Formen. Wir stellen es fest bei allen Reformationen in der Menschheitsgeschichte. Neue Lebensentwürfe sind bilderstürmerisch. Der Glaube entwirft Bilder, der Glaube ruiniert Bilder.

Das Recht des Atheismus

Religionen stellen gerne rhetorische Fragen, Fragen, auf die man die Antwort schon weiss, ehe sie gestellt wurden. Sie antworten gerne auf Fragen, die niemand gestellt hat. Ich stelle mit dem 22. Psalm, den ich genannte habe, eine Frage, die keine rhetorische ist und auf die

ich so wenig wie der Psalmist eine Antwort habe. Sie heisst: „*Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Mein Gott, des Tages rufe ich, doch du antwortest nicht, und des Nachts, doch finde ich keine Ruhe.*“ Der Psalm ist Klage und eine Anklage gegen Gott. Verkündigung wird da langweilig, wo sie Gott zu früh verteidigt, wie die Freunde Hiobs es getan haben. Als dieser in sein grosses Unglück gestürzt ist; als ihm Hab und Gut und die Kinder genommen wurde, haben die Freunde gesagt: „*Die Weisheit Gottes ist grösser als der Himmel... Was kannst du wissen? Wenn er dahinfährt und Gericht hält, wer will's ihm wehren?*“ Die Freunde verteidigen Gott, indem sie Hiob seiner Sünden anklagen, die sie für den Grund seines Unglücks nennen. Gott tut niemandem Unrecht, sagen sie. Du wirst deine geheime Schuld haben, dass du so bestraft wirst. Merkwürdiger Weise tadelt Gott die Freunde wegen ihrer frommen Welterklärungen. Er will nicht verteidigt und erklärt werden.

Menschen sind oft lösungsversessen, erklärungsversessen, sinnversessen. Sie stehen unter dem Zwang, in allem Geschehen einen Sinn zu sehen, selbst wenn der vermutete Sinn wieder Opfer schafft. Sie glauben, die Sache sei in Ordnung, wenn man eine Erklärung für sie gefunden hat. Ich zitiere ein Beispiel aus dem Shoa-Film von Lanzmann. Die Dorfbewohner von Chelmno, ein Ort in der Nähe von Auschwitz, erzählen in einer Szene, wie die Juden von den Nazis in die Kirche getrieben und von dort zur Vergasung abgetrieben wurden. Schließlich fragt sie Claude Lanzmann: „Wie konnte Ihrer Meinung nach Juden diese Geschichte passieren?“ Die Leute aus dem Dorf sind sich einig: „Es war der Wille Gottes, das ist alles!“ Eine Frau fügte hinzu: „Als Pontius Pilatus sich die Hände gewaschen hat, sagt er: ‚Dieser Mann ist unschuldig. Ich will mit dieser Geschichte nichts zu tun haben.‘ und er hat Barrabas geschickt. Aber die Juden haben gerufen: ‚Sein Blut komme über uns!‘ Das ist das Ende, jetzt wissen Sie alles.“

Diese Menschen hören die Schreie der zusammengetriebenen Juden. Sie unterschieben diesem Geschehen eine verrückt gewordene Logik und deuten mit ihr die Vorgänge. Sie sind fromm. Als Lanzmann sie befragt, kommen sie gerade aus einer Messe. Ihr Glaube und ihre Lesart der Geschichte macht sie zu Zuschauern eines grandiosen Dramas der Weltgeschichte, dem man sich nicht in den Weg stellen durfte. Die Gesichter der zur Vernichtung bestimmten Menschen verschwammen vor dieser böartigen Weltlogik, in der auch das Absurdeste wieder Sinn bekam, eine kalte und unerbittliche Welterklärung. „So musste es kommen“, dachten sie, und damit war der Schmerz der Menschen entwichtigt. Er wurde zur Opfergabe an den Sinn des Ganzen. Es gibt einen Glauben, eine Welterklärung und einen gefährlichen Sinnhunger, die die Vernichtung erklärlich machen, sie damit zulassen oder sie sogar betreiben. Der Glaube, der die Vernunft und die Skepsis nicht zulässt, wird gefährlich und geht im Notfall über Leichen. Auch Religion kann gnadenlos sein.

Ich glaube nicht, dass wir eine Lösung finden. Ich glaube nicht, dass wir eine Erklärung finden für all die Leiden der Hiobs, für ihre eitrigen Wunden, mit denen sie bedeckt sind „von den Fusssohlen an bis auf den Scheitel“. Ich möchte Hiobs Frau verstehen lernen: „Sage Gott ab und stirb!“ sagt sie nach dem grossen Unglück. Ich möchte den Atheismus verstehen lernen. Der Grund des Lebens ist gut, singen und sagen wir. Der Grund des Lebens ist Sprache und

Gehör. Aber wo hört denn einer? Sind unsere Gebet mehr als ein Monolog? Im besten Fall eine Art monologischer Selbstvergewisserung; eine psychologische Methode, das große Misstrauen in die Welt und in das Leben auszutricksen?

Gott hat alles schön gemacht, heisst es im Buch Kohelet. Hat er auch alles gut gemacht? Der im Sommer 2006 an Krebs verstorbene Dichter Robert Gernhardt, der an seiner Chemotherapie litt, parodierte das Lied von Paul Gerhardt, dessen erste Strophe heisst:

*Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.
Schau an der schönen Gärten Zier
Und sie, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.*

Robert Gernhardt parodiert:

*Geh aus mein Herz und suche Leid
in dieser lieben Sommerszeit
an deines Gottes Gaben.
Schau an der schönen Gifte Zier
und siehe, wie sie hier und mir
sich aufgereihet haben.*

...

*Die Bächlein rauschen durch den Sand.
Wie gern säss ich an ihrem Strand
Voll schattenreicher Myrten.
Die Wirklichkeit liegt hart dabei.
Sie ist erfüllt vom Wehgeschrei
Der Kranken und verwirrten.*

Es ist nicht leicht, Gott zu loben. Das Schweigen Gottes ist die große Einrede gegen das Weltvertrauen, gegen die Behauptung der Güte des Seinsgrundes, die jeder Beter aufstellt, indem er betet. Gottvertrauen macht "theodizee-empfindlich" (J.B.Metz), es zwingt zur Erklärung dessen, was das Vertrauen in Frage stellt. Der Glaube, der nicht blind ist, wird aufs tiefste irritiert durch das Schweigen Gottes, und so lehrt er eine der wichtigen Fragen zu stellen: Wo bist Du, Gott! Sei endlich Gott! Er verlangt von Gott, Gott zu werden. Wir sind es gewohnt, daß Gott die Frage stellt "Wo bist du Mensch?", und es gehört zu unserer Humanität, sie zu hören. Die Frage "Wo bist du, Gott?" ist der atheistische Schatten des Glaubens selber. Der ernsthafte Glaube und der ernsthafte Atheismus sind nahe Geschwister, sowie die banalen Welterklärungskünstler und die schmerzfreien Gottesleugner nahe Kumpels sind.

Es gibt die Würde der Untröstlichkeit, es ist die Würde der ernsthaften Atheisten. Er kommt nicht darüber hinweg, was dem Leben angetan wurde. Er ist fähig, das Augenlicht der Blinden zu vermessen, den aufrechten Gang des Lahmen und die Sprache des Verstummen. Er lässt sich nicht trösten über allem, was dem Leben angetan wurde, und er weigert sich ein Ganzes zu nennen. In Psalm 91 heißt es: *"Fallen auch tausend zu deiner Linken und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen."* Dieser Vers ist nicht nur ein Trost, er ist eine tiefe Irritation, mit der der Glaube leben muss und für die er keine Lösung hat. Wir sagen manchmal mit leichter Zunge: Gott hört und hilft auf eine andere Weise, als wir es erwarten und als wir es uns vorstellen. Aber die Menschen in den Lagern wollten nicht auf eine höhere Weise erhört werden. Sie wollten befreit werden von den Demütigungen, vom Hunger, von den Vergewaltigungen und vom barbarischen Tod. Wir sagen: Gott erfüllt unsere Bitten, indem er sie zurechtrückt; indem er sie transformiert und sie nach seinem eigenen größeren Willen formt. Aber die Gedemütigten haben einen Anspruch auf die Freiheit von ihrer Qual, weil sie Menschen sind und weil sie gedemütigt sind. Man sollte es aufgeben, Gott zu verteidigen. Es genügt, wenn wir ihn loben durch allen Schmerz und durch alles Nichtverstehen hindurch, wie die Psalmen es tun. Das Leben geht nicht auf, auch für den Glaubenden nicht. Gott hat uns gelehrt, groß vom Menschen zu denken, Söhne und Töchter nennt er uns. Je größer wir vom Menschen zu denken gelernt haben, umso weniger ist zu erklären, wiedergutzumachen, darüberhinwegzutrusten, was ihm angetan wird. Das ist die Würde der Untröstlichkeit; kein vergnügter Atheismus, sondern ein Unglaube mit Tränen in den Augen: „I miss the gloria“ heisst es im Text. Der Schmerz, Gott nicht mehr loben zu können.

Die leise Hoffnung: Der Widerspruch gegen den Widerspruch

„I miss the gloria“ ist nicht das Letzte in Bernsteins MASS. Der Priester ist zusammengebrochen, er versteckt sich nicht mehr in goldenen Gewändern, seine grossen Worte sind verhallt, die heiligen Geräte zerschmettert, der Altar ist entblösst. Es gibt nichts mehr zu sagen und zu singen. Aber dann wagt Bernstein etwas, das wie Kitsch scheint und das unerlässlich ist, wenn man weiter leben, lieben und arbeiten will. Bernstein wagt die Hoffnung aus der Asche der verbrannten Hoffnungen. Das Ende der Messe: die Versöhnung – After a prolonged silence, nach einem langen, langen Schweigen; die „secret Songs“ der Communion, nachdem schon alle Lieder verstummt und unsingbar geworden waren. Die PAX, die grosse Versöhnung wird nicht von einem Priester in hehren Worten unter Absehung allen Unfriedens verkündet. Ein Kind, ein verletzliches Wesen, ohne Auftrag und ohne Ermächtigung fordert auf: „Sing God a secret Song“. Sing das Lied, zu dem schon keine Stimme mehr fähig schien! Sing das Lob: Laudate Deum . Lobt Gott, lobt das Leben! Es ist, als ob das Kind selbst erst in verschiedenen Sprache ausprobiert, ob das Lied noch singbar ist. Lauda, laudate, Laude, Lobt Gott! Der Bass nimmt es auf, andere nehmen es auf, und alle singen das PAX TECUM, der Friede sei mit Dir. Sie flüstern es zunächst, sie tun ihr Lob in eine kleine Stimme, als reiche es noch nicht für das grosse Lob. Dann aber beten sie zusammen, nicht der Priester allein, das grosse Schlussgebet der Messe: „Allmächtiger Vater, segne uns, sende deinen Engel!“ Dieses Gebet ist wie alle Gebete die unverschämte Sprache der

unverschämten und unbescheidenen Wünsche. Wer betet, glaubt, dass es ein Gehör der Welt gibt. Es ist ein Akt der nicht zum Schweigen zu bringenden Hoffnung. Vielleicht ist das Gebet die einzige Stelle, an der die Zweifel zwar nicht vertrieben, aber zumindest auf Zeit zum Verstummen gebracht sind.

Die Schlussformel „Die Messe ist zu Ende. Geht im Frieden!“ ist auch das letzte Wort der alten katholischen Messe: Ita , missa est! Der Schluss von Bernsteins MASS ist mutig, er ist dreist. Eben noch das „I don't sing gratias“, eben noch die eingestandene Niederlage des Priesters, und dann – allerdings nach einem langen Schweigen, das Kind mit seinem geheimnisvollen neuen Lobgesang und die Friedensküsse. Die Szene des Schlusses erinnert an die letzte Regieanweisung in Lessings Nathan der Weise: „Unter stummer Wiederholung allseitiger Umarmung fällt der Vorhang.“ Ist das Ende von MASS Kitsch? Auch das grosse Lebensdrama Hiobs, in dem ihm die Kinder erschlagen, sein Besitz zerstört und die Gesundheit genommen wurden, findet ein schwer zu glaubendes, beinahe störendes gutes Ende: Hiob bekommt mehr als er hatte: 14 000 Schafe, 6 000 Kamele, 1 000 Joch Rinder und 1 000 Eselinnen, dazu 7 Söhne und 3 Töchter. Gott scheint es gelegentlich mit dem Unglück wie mit dem Glück zu übertreiben. Aber ersetzen die 7 neuen Söhne und die 3 neuen Töchter die 7 erschlagenen Söhne und die 3 verlorenen Töchter? Das Ende von Josef Roths Hiob ist ähnlich märchenhaft. Mendel Singer wird vom Unglück verfolgt. Sein Sohn Menuchim, Epileptiker und schwer gestört, geht in Amerika verloren. Mendel verliert darüber seinen Glauben. Dann aber wird Menuchim als grosser Dirigent wiedergefunden. Ein guter Ausgang nach schrecklichem Leiden. Gute Ausgänge sind eine gewagte Sache; vielleicht weil die Niederlagen und das Unglück leichter und überzeugender darzustellen sind als das Gelingen. Die Darstellung des Gelingens ist fragiler, angreifbarer, und man braucht mehr Mut dazu. Vielleicht aber lassen Roth, der Autor des Hiob und Bernstein sich lieber des Kitsches verdächtigen als alle Hoffnung zu begraben und die Opfer Opfer sein zu lassen. Und so wagen sie das widerborstige und bezweifelbare Laudate Deum, laudate eum.

Exkurs über die Hoffnung

Wie lernt man hoffen? Im Augenblick wird die Frage nach der Hoffnung an vielen Orten gestellt. Sie irritiert mich, denn sie wird oft lamentös und vor allem Handeln gestellt. Erst will man in der Aussicht versichert sein, dass alles gut geht, allenfalls dann wird man handeln und seinen Teil zum guten Ausgang beitragen. Vielleicht sollten wir die Frage nach dem guten Ausgang vergessen, denn sie ist nicht beantwortbar. Vielleicht war die Geschichte mit dem Regenbogen nach der Sintflut, die die Bibel erzählt, doch anders gemeint. Es waren wohl nicht der einfache Fortbestand der Welt gemeint, der Fortschritt und die Garantie des guten Ausgangs. Vielleicht heisst Hoffnung gar nicht der Glaube an den guten Ausgang der Welt und an die Vermeidung ihrer Zerstörung. Es garantiert uns keiner, dass das Leben auf der Erde in absehbarer Zeit nicht kollabiert, auch kein Regenbogen. Aber wir können tun, als hofften wir. Hoffen lernt man auch dadurch, dass man handelt, als sei Rettung möglich. Hoffnung garantiert keinen guten Ausgang der Dinge. Hoffen heisst, darauf vertrauen, dass

es sinnvoll ist, was wir tun. Hoffnung ist der Widerstand gegen Resignation, Mutlosigkeit und Zynismus.

Zu handeln, als gäbe es einen guten Ausgang, sind wir einmal uns selber schuldig. Man entwürdigt sich und spricht sich selber Subjektivität ab, wenn man die Dinge zu ihrem Unglück treiben lässt. Luthers Satz vom dem Apfelbäumchen, das er pflanzen wollte noch angesichts des Weltuntergangs, heißt nicht, dass er den Blick auf die untergehende Welt verweigert. Es ist kein verblendeter Optimismus. Er ehrt sich selber, indem er sich als Handelnden begreift; als einen Menschen, der die Fähigkeit und den Auftrag hat, das Leben zu schützen. Nicht allein der Erfolg rechtfertigt, was ein Mensch tut. Es gibt Handlungen, die in sich selber gerechtfertigt sind. Die Liebe und die Gerechtigkeit heilen und heiligen den Menschen; nicht erst der Erfolg, den die Liebe und die Gerechtigkeit vorzuweisen haben.

Sich um die Gewissheit des guten Ausgangs nicht zu kümmern und zu tun, als sei es schon sicher, dass unserer Arbeit Erfolg beschert ist, sind wir auch unseren Nachkommen schuldig. Es ist nicht ausgemacht, dass unsere Mühe vergeblich ist. Es ist noch nicht ausgemacht, dass alle Rettungswege verschlossen sind. Auf die Predigt Jonas von der bevorstehenden Vernichtung Ninives befiehlt der König Umkehr und Trauer, und er sagt: „Wer weiß! Vielleicht lässt sich's Gott gereuen und lässt von seinem Zorn, dass wir nicht untergehen.“ Wer die Welt und das Leben der eigenen Nachkommen liebt, wird „Wer weiß!“ sagen. Er wird, wenn schon nicht in seiner ausdrücklichen Hoffnung, so doch in seinem praktischen Handeln damit rechnen, dass das Leben, die Freiheit, die gerechte Verteilung der Güter und der Schutz der außermenschlichen Natur gelingen können. Hoffnung ist nicht hauptsächlich eine Sache theoretischer Einsicht oder Erwartung. Es ist eine Qualität des Handelns. Wer Kinder und Enkelkinder hat, die er liebt, der wird an ihrer menschlichen Zukunft nicht nur bauen, weil diese Arbeit Erfolg hat, sondern weil er seine Kinder liebt. Gott schenkt uns mit dem Trank der Hoffnung nicht nur etwas zu trinken – um einen Satz Ernst Blochs abzuwandeln -, sondern auch etwas zu kochen. Ich sage es mit Baptist Metz: „Unser bürgerliches Christentum krankt an einem süßen Gift, am süßen Gift des nur geglaubten Glaubens, einer nur geglaubten Praxis der Nachfolge, einer nur geglaubten Liebe und Umkehr.“ (J.B. Metz: Jenseits bürgerlicher Religion, S.73) Der Glaube und die Hoffnung verdorren, wo sie nur Sachverhalte unserer Innerlichkeit sind und wo sie nicht Praxis werden.

Die Hoffnung kann lesen. Sie vermutet in den kleinen Vorzeichen das ganze Gelingen. Sie stellt nicht nur fest, was ist. Sie ist eine wundervolle untreue Buchhalterin, die die Bilanzen fälscht und einen guten Ausgang des Lebens behauptet, wo dieser noch nicht abzusehen ist. Sie ist vielleicht die stärkste der Tugenden, weil in ihr die Liebe wohnt, die nichts aufgibt, und der Glaube, der den Tag schon in die Morgenröte sieht.

Vielleicht muss der zynisch werden, der viel weiß, aber aus der Rolle des Betrachters nicht herauskommt. „Der Beobachter sieht nichts.“ Heisst es bei Johannes Bobrowski. Der resignierte Beobachter sieht, was ist, und ist geblendet von der Gegenwart. Die Hoffnung sieht, was sein und was werden kann. Der distanzierte Beobachter sieht kein Morgenrot, er

glaubt an keine Utopie. Man kann nicht denken, was man nicht tut. Man kann nicht glauben, was man nicht tut. Man kann nicht erhoffen, woran man nicht arbeitet. „Der Beobachter sieht nichts.“ Die Welt und der Lauf der Dinge leuchten dem nicht ein, der nur Zuschauer ist.

Die Flucht in das Glaubensgasthaus der Toten

Am Ende von Mass: Noch gibt es das Latein der alten Messe. Es gibt die alte Sprache anders als am Anfang, nicht mehr in geschlossener und systematischer Ganzheit, es gibt sie als gerettete Fragmente. Noch gibt es ein De Profundis, ein Laudate eum und ein Pax tecum. Noch gibt es die alte Sprache, die zwar eine fremde Sprache ist, aber sie birgt die Seufzer und die Visionen derer, die vor uns gelebt, geliebt und gehofft haben. Es gibt sie nicht mehr in der Geschlossenheit und Systematik, in der der Priester sie am Anfang gepredigt, gebetet und gesungen hat. Ihre Elemente sind wie Balken, an die man sich nach einem Schiffbruch klammert. Noch gibt es die rettende Fremde einer langen Reihe von Zeugen. Die Reihe von Zeugen: es ist die Tradition in der wir stehen.

Was habe ich an dieser Tradition, was an den geretteten Fragmenten? Ich habe die Ermutigung meiner Toten. Ich bin nicht der Erste, der zu hoffen und zu glauben, zu denken und zu handeln versucht. In meinen eigenen Anfang sind hineingewoben die Sprache und die Bilder, die Niederlagen und das Gelingen, die Seufzer und der Jubel von vielen Generationen. Ich bin Erbe des Lebens meiner Toten. Das heisst in einer Tradition stehen. „*Ich platze vor Abstammung*“ ist ein Satz aus dem Buch *Kaddisch* von Leon Wieseltier, einem amerikanischen Journalisten. Wieseltier, ein säkularer Jude, spricht nach dem Tod seines Vaters 11 Monate das Kaddisch, das jüdische Trauergebet, er stösst darüber auf den Reichtum des jüdischen Denkens und Betens. Er, der Freigeist, stösst auf den Trost seiner Tradition. Ich, der ich ein gebrannter Heutiger bin, frage nach dem Trost meiner Überlieferungen. Für meine Generation war Tradition lange ein verfemtes Wort. Wir haben gegen das Diktat unserer Herkunft gekämpft. Gegen sie haben wir mit Schmerzen uns selbst erobert, das eigene Denken, die eigene Entscheidung, das eigene Glück. Wir haben gefragt: Wie werden wir wir selbst, frei vom Bann unserer Herkunft? Wir haben es religiös, gesellschaftlich und politisch gefragt. Wer Väter und Mütter hat, kommt nicht darum herum, sich von ihnen zu befreien. Wir sind nicht am Ende dieser Arbeit, aber die Abwendung von unserer Herkunft ist nicht mehr die Hauptarbeit. Wir fragen in geistig kargen Zeiten: Mit wem können wir uns verbünden, von wem können wir lernen und was kann uns trösten? Es genügt nicht, Autoren unserer selbst zu sein. Darum fangen wir an, die Toten und ihre Weisheit neu zu suchen. Meine erster Gedanke zum Umgang mit der eigenen Tradition: Ich brauche die Fremdheit und die Geschichten aus der Fremde, um mich selbst zu verstehen. Ich weiss nicht, wer ich bin, wenn ich mir nur selbst begegne, mich nur selbst bespiegle und in meinem Ich versiegelt bin. Ich lerne an den fremden Texten meiner Tradition mein eigenes Gesicht. Eine Tradition kennen und sie lieben, heisst vor ihr Rechenschaft ablegen über sich selbst. Es ist eine Form der Freiheit, mehr zur Kenntnis zu nehmen als sich selbst.

Das in sich selbst verschlossene Subjekt, die in sich selbst eingeschlossene Zeit muss nur vor sich selbst Rechenschaft ablegen; sich nur vor dem eigenen Gewissen verantworten. Aber

unser Gewissen liegt nicht nur in uns selbst. Wir lernen es, indem wir auf das Gewissen, die Stimme und das Wissen von anderen stossen. Nur in der Auseinandersetzung mit anderen spinnen wir den Faden unserer eigenen Identität. Wir mit uns allein fabulieren uns unsere Selbstbilder. „...*jedes Selbstbild ist ein Konstrukt von zweifelhafter Wahrhaftigkeit, voll von Irrtümern, Selbstüberredungen und Selbsttäuschungen.*“ (Peter Bieri) Selbstbilder voller Widerstand gegen Veränderungen, damit Widerstand gegen das Recht, ein anderer zu werden; gegen das Recht, zu wachsen. Ich lerne mich dort, wo mir ein fremder Gedanke und eine alte Tradition widerstehen. Man lernt am meisten, wo uns etwas Widerstand leistet. Oft treten wir unserer eigenen Tradition nur als Richter gegenüber, und wir müssen es. Wer in einer Tradition steht, hat nicht nur mit dem Geist der Toten, sondern auch mit ihrem Ungeist zu tun, so wie unsere eigenen Kinder einmal mit unserem Geist und mit unserem Ungeist zu tun haben werden. Aber die Entlarvung kann nicht die Hauptgeste meiner Überlieferung gegenüber sein. Achtung vor der Tradition heisst Achtung vor dem Glauben der Toten. Nur in dieser Achtung kann ich etwas lernen.

Die Schätze meiner Überlieferungen trösten meinen eigenen gebrochenen Glauben. Sie ist das Zeugnis meiner toten Geschwister. Sie entlastet mich von meiner puren Existenzialität. Ich lese bei Leon Wieseltier:

Ich bin Zeuge. ... Er (der tote Vater) lehrte mich, hier zu sein, und hier bin ich. Es sind die Toten, die für das Kaddisch für die Toten verantwortlich sind. Wenn ich der Zeuge bin, dann brauche ich nicht eloquent zu sein. Was für eine Entlastung!

Welche Entlastung! Ich muss nicht eloquent sein. Ich muss nicht einsamer Autor meines Glaubens sein. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich das Glaubensbekenntnis spreche, die Psalmen bete, die Lieder von Paul Gerhardt singe und in den Kirchen sitze, die sie gebaut haben. Meine eigene Authentizität reicht für meinen Glauben nicht, er ist zu schwer. Leicht ist er nur, wenn ich die Augen schliesse vor den Abgründen des Lebens. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich ihre Sprache spreche und ihre Gesten wiederhole. Die Toten bezeugen meinen Glauben. Ich werde lebendig, indem ich in den Trost ihrer Geschichten, Bilder und Lieder schlüpfe. Der Glaube meiner Toten erbaut meinen Glauben. Jeder Psalm ist der Rollator meines hinkenden Glaubens. Nichts geht ohne mein Herz, das ist wahr, aber nichts geht allein mit dem eigenen Herzen. Nur wer glaubt, er müsse alles sein, verzweifelt an der Halbheit seines eigenen Glaubens und seiner Gebete. Weil mein eigener Glaube mir zu nackt ist, brauche ich die Mäntel meiner Toten. Das heisst in einer Tradition stehen, den Toten und den lebenden Geschwistern den Glauben von den Lippen zu lesen.

Was ich sage, gilt nicht nur für den Schatz der Religionen und für religiöse Menschen. Keine Hoffnung kommt ohne Erinnerung aus und keine Lebensstärke ohne die Berufung auf die Lebensstärken derer, die vor uns waren. „Nur wer kulturell konservativ ist, kann politisch fortschrittlich sein“ (Andre Comte-Sponville) Auf meinem Schreibtisch steht ein Foto von Hans Litten, den ich nie gesehen habe. Er war Anwalt und hat Sozialisten gegen Nazis verteidigt. In der Nacht des Reichstagsbrandes wurde er verhaftet, und es begann sein Weg

durch die KZs. Ein Bein wurde ihm steif geschlagen, der Kiefer gebrochen, Zähne wurde ihm ausgeschlagen, Gehör und Augen wurden irreparabel verletzt. Man holte ihn immer wieder zu Scheinerschießungen ab. Aus dem Lager Lichtenburg wird folgende Szene berichtet: Die SS hatte ein Fest befohlen, das die Gefangenen zu gestalten hatten. Litten hatte es übernommen, ein Gedicht vorzutragen, und am Ort der Barbarei zitierte er das Lied der Jugendbewegung „die Gedanken sind frei“, daraus die folgende Strophe:

Und sperrt man mich ein
 In finstere Kerker, das alles sind rein
 vergebliche Werke.
 Denn meine Gedanken
 Zerreißen die Schranken
 Und Mauern entzwei:
 Die Gedanken sind frei.

Das Bild auf meinem Schreibtisch erinnert mich an die Geschichte einer wehrlosen und unbezwingbaren Schönheit. Ich sehe es an und erinnere mich nicht nur daran, was diesem Menschen angetan wurde. Das Bild ist auch Trost, es ist die Erinnerung einer unzerstörbaren Würde. Dieser Mensch mit seiner Geschichte ist heilig wie das gebrochene Brot des Abendmahls. „Seht, welch ein Mensch!“, sage ich nicht nur im Entsetzen darüber, was ihm angetan wurde, mitten in der Zerstörung des Lebens lehren der Mut, die Stärke und die unbezwingbare Würde dieses Menschen, dass das Leben möglich ist. Seht die Schönheit dieses Menschen! Welch ein Widerspruch: die Geschichte, die einem die Sprache verschlägt, lehrt zugleich, das Leben zu preisen.

Eine Tradition haben, heißt an die Stelle der Toten zu treten, nicht nur um ihre Arbeit fortzusetzen. Wenn wir uns ihrer erinnern, haben wir Teil an ihrer Vision und an ihrem Glauben an das Leben. Wir sind nicht mehr zu verzweifelter Heutigkeit verdammt, wir haben eine Herkunft in den Geschichten der Toten. Eine Tradition haben, heißt, nicht für alles stehen müssen. Wir haben die Bilder der Toten. Sie lehren uns klagen über das, was ihnen angetan wurde, sie lehren uns, das Leben loben in allem, was ihnen gelungen ist. Wir sind nicht nur auf unsere eigene Stärke angewiesen. Die Erinnerung bildet unsere Seele. Wir lernen unser Gewissen, und wir lernen wünschen, selber gut zum Leben zu sein. Die Toten wärmen uns mit den Mänteln ihrer Geschichten.

Es gibt Menschen, die es nicht ertragen, Söhne oder Töchter zu sein. Sie ertragen es nicht, eine Herkunft und eine Tradition zu haben; Tote zu haben, die vor ihnen gelacht und geweint, geliebt und geträumt haben. Sie sind gezwungen, Originale zu sein und alles in eigenem Namen zu tun und zu verantworten. Welcher Zwang, erster zu sein! Welcher Zwang, den Trost der Toten nicht zu kennen! Wir kommen nicht aus dem Nichts, und wir gehen nicht ins Nichts. Wir haben Väter und Mütter. Wir haben Tote, deren Träume wir weiter träumen und deren Hoffnung wir weiter tragen. Wer sich nur an sich selbst erinnert, lebt kärglich und seine Lebenszuversicht ist dürftig. Mehr Lebensmeisterschaft als die eigene hat er nicht. Tote haben, eine Herkunft haben, heißt, dass man nicht an sich selber

verhungern muss. Vor drei Jahren ist der französische Essayist und Politiker Stephane Hessel gestorben, ein grosser alter Mann des Widerstands, der Gerechtigkeit und der Humanität. Wenige Jahre vor seinem Tod hat er das kleine Buch mit dem Titel „Empört euch!“ geschrieben. Ein Journalist hat ihn gefragt, wie er im hohen Alter trotz aller Niederlagen die Hoffnung behalte. Er antwortete: „Sucht euch Zeugen des Lebens und der Schönheit! Hört Mozart, lest Hölderlin und Kant!“ In einem Fernsehfilm ist er zu sehen, wie er in einer ratternden Strassenbahn sitzt und ein Hölderlingedicht zitiert. „Bei soviel Schönheit kann man die Hoffnung nicht verlieren“ sagt er. Auch Stephane Hessel hoffte mit der Hoffnung seiner Toten. So sind wir nicht allein in einer Welt, in der die Hoffnung ein knappes Gut ist.

„Sucht euch Zeugen des Lebens und der Schönheit!“ sagt Stefan Hessel. Religion verbinden wir selten mit der Idee der Schönheit. Wir verbinden Glauben mit objektiver Wahrheit, mit Lebenserklärungen, mit Moral, Ethik und Pflichten. Mit dieser Unterlassung verspielen wir viel. Man kann auf Dauer nur an etwas glauben und auf etwas setzen, was man schön gefunden hat. Ich meine Schönheit nicht nur als formal-ästhetischen Begriff und verbinde es lieber mit Würde. Es ist schön, dass die Menschen in MASS in der Religion und an der Religion ihre Sprache des Aufstands, der Klage und des Lobes des Lebens gefunden haben. Schön sind die Lieder, die sie gegen die Verwüstungen des Lebens singen. Schön ist der Protest, den sie gegen den Tod erheben. „Schönheit ist das einzige Überredungsmittel“ heisst es bei Thornton Wilder. Und in einem Gedicht aus Cuba:

Gestillt werden kann der Hunger nach Brot,
Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.